

Die Welt im Radio

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **15 (1963)**

Heft 22

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE WELT IM RADIO

KONZIL UND KRISE

ZS. Unter diesem Titel hat William Purdy, Professor an einem katholischen Institut in Rom, am britischen Radio ein Referat gehalten, das durch seine Klarheit und Offenheit auch bei uns Interesse verdient, wenn auch selbstverständlich der katholische Standpunkt des Redners immer berücksichtigt werden muss. "Gefahr und Gelegenheit", diese chinesische Bezeichnung für "Krise" hält Purdy für einen guten Ausgangspunkt zur Betrachtung der gegenwärtigen Situation in Rom. Innen im Konzil sitzen die Bischöfe, aussen die Journalisten; die Ersteren dürfen nichts sagen, die letzteren versuchen, alles zu sagen. Der etwas entfernte päpstliche Hof gibt Stoff für zahllose Geschichten über persönliche Animosität, Eitelkeiten, Vorurteile, Uneinigkeiten, Indiskretionen. Papst Johann hat die erste Tagung des Konzils als ein "Einfahren" bezeichnet. Das bedeutet, dass er eine vollkommene Maschine vor sich zu haben glaubte, die nur ein sorgfältiges Einlaufen benötige, um ein langes und fehlerloses Funktionieren zu garantieren. Aber so dachten nur sehr wenig Konzilsteilnehmer.

Die Schwierigkeiten kamen dabei nicht nur aus der mangelhaften Prozedur, sondern auch wegen tiefgreifender Differenzen zwischen den Teilnehmern. Zwei Bücher über das Konzil sind kürzlich vom Vatikan verboten worden (von Kaiser und von Rynne), weil sie angeblich überspitzte Kritik geübt hätten. Es wäre aber besser gewesen, sie zu schelten, weil sie ständig ein dramatisches Interesse an der ersten Tagung des Konzils vorgaben. In Wirklichkeit gab es da viele langweilige Stunden und blosses Wiederholungen. Die Session glich ungefähr derjenigen eines Parlamentes, mit gelegentlichen, spannenden Augenblicken, zu denen die Teilnehmer von andern Orten hineinrannten. Aber schliesslich hatte auch der trojanische Krieg lange Zwischenzeiten der Passivität und widerwärtigen Beratungen, meint Purdy. -

Es war also keineswegs so, dass die letzte Session ein einziger, langer Kampf gewesen wäre. Aber vielleicht hat diese Auffassung einen psychologischen Kern, das Gefühl, dass etwas Wichtiges vor sich ging. Gewiss haben italienische Journalisten die Ereignisse manchmal dramatisiert, sie hoben die persönlichen Anfeindungen heraus, die unverkennbar vorkamen, aber das war nicht alles. Es war etwas Tieferes vorhanden: das Gefühl einer Krise.

Um auf den chinesischen Ausdruck für Krise zurückzukommen, so war es so, dass die sogenannten "Konservativen" des Konzils, welche dem päpstlichen Hof, der Curie, nahestehen, das Hauptgewicht auf den Faktor "Gefahr" legten. Die (kathol.) Kirche ist für sie eine belagerte Festung, die gegen viele und mächtige Feinde geschützt werden muss, die zwar draussen stehen, aber die im Innern vergiften oder doch anstecken können. Die Belagerer arbeiten mehr mit Bakterien-Kriegführung als mit den frühern, direkten Sturmangriffen. In diesem Zusammenhang wird der Ausdruck "Welt" von den "Konservativen" gebraucht, oft mit einer unglücklichen Unbestimmtheit, um diese kollektive Drohung gegen die Kirche von Rom zu bezeichnen. Es geht dabei nicht an, diese Einstellung auf Augustin zurückzuführen. Der scharfe Konservativismus ist viel jüngeren Ursprungs. Sogar die Ausdrücke "Tridentinisch" oder "Inquisitorisch", die man oft auf ihn anwendet, entsprechen nicht historischen Wirklichkeiten. Die römische Kirche hat zu jenen Zeiten nicht zuletzt dafür gekämpft, um die Hand auf der Literatur, den Künsten, der Philosophie, überhaupt allen wichtigen menschlichen Tätigkeiten zu behalten, d. h. ihre Säkularisierung zu verhindern. Sie wollte all das beherrschen und nicht einfach untätig dabeistehen und warten, bis eine Anzeige einging, sie seien in die Irre gegangen. Das führte natürlich zeitweise zu übertriebenen kirchlichen Ansprüchen, aber etwas Negatives oder Enges befand sich im Grunde nicht darin, meint Purdy (wobei wir anderer Ansicht sind).

Aber das war alles früher, und in den letzten 100 Jahren (d. h. mit dem Verschwinden Metternichs), entwickelten sich die Dinge ganz anders. Der Verlust des Kirchenstaates und die Einigung Italiens besiegelten einen langen Prozess, in welchem die Kirche sich immer mehr von der Welt löste und ihre Tätigkeit in engern Grenzen ausübte. Die Verweltlichung der Gesellschaft und die Verstaatlichung der Schulen machten diesen Rückzug unvermeidlich. Zwar war diese Entwicklung mit grosser, missionarischer Aktivität verbunden in fernste Länder, aber es erfolgte auch eine Verengung des kirchlichen Geistes. Im Rom der italienischen Entwicklung, als der Papst freiwilliger und symbolischer Gefangener im Vatikan war, verfeindete sich die Kirche mit der Welt in einer Art, in der man wohl die alten Ausdrücke gebrauchte auf Kanzel und auf dem Papier, die aber gefährlich verschieden von der frühern war, viel negativer. Die Kirche war da in einen Strom geraten, den nicht einmal der grosse Leo XIII zu ändern vermochte. Die römische Curie der letzten 100 Jahre, während sie ihre Tüchtigkeit als Organ der Zentralverwaltung beträchtlich verbesserte (besonders seit der Kodifikation des neuen Kirchenrechts) wurde dadurch viel entschiedener römisch in einem geographischen Sinn: ihre Angehörigen wurden alle in römischen Schulen unterrichtet, welche noch heute die negative Haltung gegenüber dem kulturellen und nationalen Leben Italiens aufweisen wie in den Zeiten Cavour's und Garibaldi's. Für sie ist alles von dieser Art eine Gefahr.

Es ist denn auch kein Geheimnis, dass alle massgebenden Leute des Vatikans die Initiative Papst Johannes auf Einberufung des Konzils keineswegs begrüsst. Die Idee der "Gelegenheit", wie sie nach der chinesischen Bezeichnung in dem Wort "Krise" auch enthalten ist, entging ihnen. Das Hauptresultat des 1. Vatikanischen Konzils von 1870 war gewesen, die Reihen um den unfehlbaren Papst fest zu schliessen. Was konnte gewonnen werden, wenn man sie aufbrach?

Aber anderswo waren die Erfahrungen der kirchlichen Führer wesentlich verschieden. Diejenigen Konzilsteilnehmer, die man als "Fortschrittliche" zu bezeichnen pflegt, kommen zur Hauptsache aus Ländern, wo sie ganz anders eng in täglichem Kontakt mit dem modernen Leben stehen, mit dem säkularisierten Kulturleben, mit den Massen der nicht-katholischen Christenheit, mit der Notwendigkeit der Verbindung mit jenen ausserhalb der Kirche - und sogar innerhalb, - welche die Träger des modernen Fortschrittes sind oder sein wollen. Für diese Bischöfe war die Krise eine ganz andere Sache. Es gab gewiss hier Gefahr, aber sie war viel subtiler und von vielerlei Art. Es wäre selbstverständlich falsch anzunehmen, die Bischöfe von Frankreich, Belgien, Holland, Oesterreich, Deutschland seien sich der Gefahr falscher Lehren nicht bewusst. Man braucht nur etwas über die schauerliche Geschichte der letzten 30 Jahre zurückzudenken und die Tatsache, dass alle die schlimmsten Diktatoren im Westen, Hitler, Mussolini, Franco, katholischer Konfession waren und katholisch geschult wurden (sogar Castro auf Cuba), um sicher zu sein, dass die Kirchenleiter in diesen Ländern einiges gelernt haben. (Auch die Tatsache, dass die Träger der einzigen politisch nennenswerten Widerstandsaktion gegen Hitler, die Märtyrer des 20. Juli, von Stauffenberg, Treskow, Beck, von Moltke usw. Protestanten waren, ist nicht unbeachtet geblieben.) Die Gefahr falscher Lehren verlangt mehr als je ein orthodoxes Verhalten, das in der Idee enthalten ist, dass in diesem Punkte die römische Kirche hier auf Erden von Gott direkt geführt wird. Das ist im Katholizismus zentral und nicht vom Vatikan erfunden, meint Purdy.

Doch die "fortschrittlichen" Bischöfe sind sich noch anderer Gefahren bewusst. Es mag von einem gewissen Gesichtspunkt aus zwar richtig sein, die Kirche als eine Festung gegen den Irrtum zu bezeichnen, aber dies ist nach ihnen nicht die im Evangelium vorherrschende Auffassung. Das Gleichnis etwa vom Sämann oder vom Senfkorn illustrieren die apostolische Mission, die Herausforderung an die Diener von Christi Wort, die noch nie so laut wurde wie heute. Sie sehen die heutige Hauptgefahr darin, dass dieser Ruf ignoriert wird, dass der Katholizismus in sich selbst zurückkehrt zu einer Zeit, wo gerade der Missionar, der Evangelist, in den Hauptstädten der Christenheit nicht weniger nötig ist als in den entfernten Ländern der Farbrigen. Für diese Leute lässt sich "Gefahr" nicht von Gelegenheit trennen. Sie verlangen ein kräftiges Neudenken, eine kräftige Erneuerung im unethischen Geist des Evangeliums, und dass man sich endlich daran erinnert, dass die römische Kirche eine Mutter sein soll, welche Formalismus, Klerikalismus, Triumphalismus und viele andere "Uebungen" milderer Logik vermeiden soll, wie es der Bischof von Brügge in einem berühmten Votum am Konzil ausgedrückt hat.

Selbstverständlich sind die beiden Parteien nicht scharf voneinander geschieden. Auch im Vatikan gibt es genügend Leute, welche die Welt kennen. Es gibt dort aber auch den natürlichen Konservativismus der Bürokraten, die in besonderer Tradition aufwuchsen und sogar in besonderen Schulen. Aber es gibt dort auch eine Menge Intelligenz, Information, Erfahrung und Höflichkeit. Eine zentrale Instanz vermag auch oft weiter zu sehen als jene, auf denen die unmittelbare beschränkte Verantwortung lastet. Aber das schützt nicht vor unerwünschten Tendenzen: übertriebener Formalität, übertriebener Rhetorik, übertriebener Vorsicht, gegen all die Schwächen, die eine uralte und komplexe Einrichtung befallen können. Der entscheidende Punkt ist der, dass vor Beginn dieses Jahrhunderts niemand glaubte, dass das geschehen könnte. Es ist etwas Gestriges, dass Kritik an der menschlichen Organisation der Kirche als illoyal betrachtet wird. Das ist ein ungesundes Produkt der Mentalität von 1870. Denn Kritik an der römischen Curie ist ungefähr so alt wie sie selbst. Ein Mann wie Bernhard von Clairvaux klagte schon öffentlich, dass "die Gerichte des Papstes in Rom jeden Tag mehr das Recht von Justinian anwenden statt dasjenige von Christus".

Purdy ist der Ansicht, dass das Interesse, mit welchem die Welt das Konzil verfolge, die höfliche Auseinandersetzung in der Diskussion, die Zulassung vieler Beobachter aus allen möglichen Kreisen, eher die Idee der Kirchenfestung zu Fall bringen werde als administrative Massnahmen. Eine verwurzelte Einrichtung wie die römische Curie könne nicht durch mechanische Mittel oder durch Menschen von aussen, die ihr fremd seien, und entweder in ihr untergingen oder sie wieder verliessen, wirklich geändert werden. Jedenfalls aber habe das Konzil Prozesse eingeleitet, die nicht aufgehalten werden könnten und wahrscheinlich die Grundlagen für weitere, künftige Konzilien schaffen würden. Die Zeit zwischen dem ersten und dem zweiten vatikanischen Konzil werde einst von der Geschichtsschreibung nicht als

Hindernis zum Fortschritt (wie es leicht scheinen könnte), aufgefasst werden, sondern als ein Uebergang, nämlich als Vorperiode zu einer wirklichen Erneuerung der römischen Kirche.

Von Frau zu Frau

WELT - RADIOWOCHE

VERDI PRIVAT

ZS. Die Sender allüberall schweben zur Zeit in Verdi-Musik, denn sein 150. Geburtstag wird gefeiert. Nur über den privaten Verdi ist wenig zu vernehmen. Dabei gehörte er, wie eine englische Sendung von Fr. Toye mit Recht hervorhob, als Mensch zu den interessantesten Komponisten, die je gelebt haben.

Von den Vorstellungen, die man sich bei uns von einem romantischen, italienischen Musiker macht, unterscheidet er sich stark. Dieser Unterschied ist aber keine Folge seiner sehr bescheidenen Herkunft, denn es gibt viele andere Komponisten, die ebenfalls aus ärmlichen Verhältnissen stammten. Er war der Sohn eines ganz armen, unselbständigen Bauern, und ein Bauer ist er, was entscheidend ist, sein ganzes Leben lang geblieben. Das erklärt manches auch in seiner Musik: ihre vergleichsweise Roheit am Anfang, ihr Mangel an Geistigkeit, aber auch ihre solide Kraft und ihre kompromisslose Aufrichtigkeit. Die Härte seiner Jugend erzeugte in ihm einen Abscheu vor dem Land bis tief in die mittleren Jahre. Erst in den Vierzigern wurde er anderen Sinnes und fand wieder zunehmend Vergnügen am Landleben. Mit dem vielen verdienten Geld kaufte er das grosse Gut Sant'Agata, auf das er immer häufiger zurückkehrte, wann immer sich Gelegenheit dazu bot.

Man darf sich Sant'Agata aber nicht als das Landhaus eines reichen Mannes vorstellen. Es war ein ausgesprochener Bauernbetrieb, mit Verdi als tätigem Direktor. Er züchtete Pferde und jede Art von Landfrüchten. Jeden Morgen vor dem Frühstück fuhr er um den ganzen Besitz. Sant'Agata war von grösster Wichtigkeit in seinem Leben, selbst wenn es ihn, den schwächlichen, unterernährten Jüngling, nur in einen kräftigen, alten Mann verwandelt hätte, der fähig war, noch mit über 70 Jahren den "Othello" und den "Falstaff" zu komponieren.

Aber es war noch wichtiger, weil es ihm zu einer vollständigen Unabhängigkeit und entschiedenen Selbständigkeit nach jeder Richtung verhalf, was ihn so sehr als Komponisten auszeichnet. Neben seiner bäuerlichen Seite hat der politische Faktor in seinem Leben eine ganz grosse Rolle gespielt, wie wohl bei keinem andern Komponisten. Er war ein entschiedener Liberaler und geriet in Konflikt mit den Kirchenbehörden von Busseto, als er noch ein junger Mann war. Es ist behauptet worden, dass die Priester in der "Aida" seine wenig schmeichelhafte Meinung über ihren Stand noch 40 Jahre später widerspiegeln. Während seiner mittleren Jahrzehnte war er voll beschäftigt mit dem Freiheitsstreben des jungen Italiens, das man als "Risorgimento" bezeichnet. Er hatte ja seinerzeit vor allem deshalb Opern zu komponieren begonnen, um dem italienischen Volk ebenfalls Werke zu verschaffen, wie sie das verhasste Oesterreich, dem die Lombardei und Venetien gehörte, und das er bekämpfte, in den Opern Mozarts besass. Er brannte darauf, diesen etwas Gleichwertiges gegenüberzustellen. Selbstverständlich bekam er bald Streit mit der Zensur, denn seine Musik wurde öfter als Entschuldigung für anti-österreichische Demonstrationen ausgegeben. Als dann das erste italienische Parlament geschaffen wurde, forderte ihn Ministerpräsident Cavour in einem dringlichen Brief auf, einen Sitz darin anzunehmen. Verdi, ohnehin ein fanatischer Anhänger Cavour's, erklärte sich bereit, wenn auch unwillig. Er spielte denn auch keine sonderlich ruhmreiche Rolle als Abgeordneter, denn sein einziger Beitrag bestand darin, immer genau so zu stimmen wie Cavour. Doch wurde er auch nach Cavour's Tode wieder hineingewählt und blieb im Parlament bis 1865.

All das wirft ein interessantes Licht auf die Musik des älteren Verdi. Es erklärt vor allem, warum Verdi die ganze Entwicklung der italienischen Oper zu ändern vermochte, was selbst einem Rossini nicht gelang. Verdi besass die ursprüngliche Kraft und Einfachheit des Charakters, der Hindernisse im Sturme zu nehmen vermochte, wo andere verzagten. Auch gestattete ihm sein schlichtes und genügsames Landleben, ohne Furcht und Rücksicht auf andere genau die Musik zu schreiben, die er haben wollte. Er war im Grund ein paradoxer Mensch. Begabt mit einem erstaunlichen Instinkt für das Theater, hasste er alles, wofür das Theater einstand, den schönen Schein und besonders seinen öffentlichen Charakter. Ebenso verachtete er die Sänger, während er der menschlichen Stimme die kräftigsten Möglichkeiten musikalischen Ausdrucks verschaffte. Er war skeptisch und enthusiastisch zugleich, ein Pessimist, der nie vor dem Pessimismus kapitulierte. Der stolzeste und ganz abgeschieden lebende Mensch blieb gleichzeitig der bescheidenste und ausgreifendste aller Komponisten.

EB. "Europa am Abend", so ungefähr hiess kürzlich eine Ring-sendung, die sehr vielversprechend anmutete. Zehn deutsche, österreichische und schweizerische Studios waren angeschlossen.

Das Unternehmen fand ich grandios. Ich verstehe nichts von Technik, aber trotzdem kann ich mir vorstellen, dass eine solche gemeinschaftliche Sendung ein grosses Mass an Können, an Organisation und Zusammenarbeit braucht. Gerade diese Vorstellung einer einmaligen Leistung, einer ganz besonderen Leistung, war ja das Faszinierende und wird immer das Faszinierende an derartigen Sendungen sein.

Mit hoch gespannten Erwartungen setzte ich mich hin, um zu hören, was in Europa vor sich gehe, wie die Menschen allüberall leben, was sie gerade tun. Ich weiss nicht, was ich mir alles ausmalte. Und dann sprachen die Reporter, aus Randstädten Europas sprachen sie, aus Helsinki, aus Lissabon, aus Istanbul, aus Bukarest und so weiter. Dass Helsinki sich nicht meldete, gehörte beinahe zum Abenteurer, so wie es im Zirkus dazu gehört, dass dem Jongleur zuerst einmal ein Ball herunterfällt, oder dass ein Löwe in der Dressurnummer von seinem Stuhl springt. Man weiss damit nie so recht, ob das Versagen nun eigentlich "echt" ist, oder ob es nur die Grösse der Schwierigkeiten illustrieren soll und gespielt ist. Und dass unser lieber, guter Schweizer in seinem Lissabon nicht rechtzeitig abrechen konnte, gehörte irgendwie auch dazu.

Aber sonst... Ich weiss nicht, ob es nur mir so erging: Die ganze Sendung blieb seltsam leer und leblos. Die Atmosphäre ging unter in der Anstrengung. Jeder bemühte sich, aber das Bemühen schaute aus jedem Wort. Vielleicht war ganz einfach die Aufgabe zu gross. Wie soll man denn in fünf Minuten - oder waren es nur drei? - Menschen einer Stadt, das Leben einer Stadt erfassen und mitteilen können? Soll man am Einzelnen sich halten? Soll man versuchen, einen allgemeinen Eindruck zu geben? Wie man es anpacken will, zerrinnt alles.

Das Gespräch mit dem Opern-Dirigent in Bukarest ist das einzige, was irgendwie Eindruck machte. Vielleicht war es schon die Tatsache, einen Menschen aus einer versunkenen, vergessenen - für uns vergessenen - Stadt zu hören, zu hören aber auch, dass da Menschen in die Oper gehen, dass das Leben "da drüben" weiter geht. Vielleicht war es auch darum eindrucklich, weil wenigstens eine Episode lebendig skizziert wurde, eine Episode, die aus den allgemeineren Beschreibungen sich hervorhob. Da machte tatsächlich ein Mensch aus einer dieser fremden Städte mit. In allen andern Städten bildeten diese Menschen nur die Tonkulisse, oder nicht einmal so viel.

Ganz verloren sass ich nach der Sendung da. Mag sein, dass mein Urteil "typisch" fraulich ist, aber die Sendung war ja schliesslich nicht nur für Männer gedacht, nicht? Ich fühle mich niederträchtig, wenn ich an der gemeinsamen Anstrengung etwas zu kritisieren wage, möchte ich doch so gerne von einem Erlebnis reden. Aber der Eindruck bleibt: Eine Leere. Weder ein Erspüren der Andersartigkeit noch ein Gefühl der Zusammengehörigkeit noch aufsteigende Begei-



Zirkus des Lebens - die Schlusssequenz aus Fellinis neuem, selbstkritischen Film "Acht 1/2"